



*Doris Belmont ist eine Drag Queen aus Berlin und mesmerisiert ihre Leser*innenschaft unter anderem einmal monatlich im Stadtmagazin Siegestsäule mit ihrer Tuntenkolumne „Abgeschminkt“.*

Die Freiheit im Fummel

Doris Belmont über den Rausch der Travestie.

Den Wunsch, ab und an einmal jemand anderes zu sein, kennen wir vermutlich alle. Besonders gerne kommt dieser Wunsch in jenen Momenten auf, in denen wir uns mit den eigenen Unsicherheiten oder mit Versagensängsten konfrontiert sehen. Ein Beispiel, das auch mir nicht fremd ist: Man befindet sich inmitten von Menschen, hat aber das Gefühl, in der Gruppe unterzugehen. Oder man wird von Personen, die einen interessieren – und mit denen man gerne sprechen, von denen man gerne beachtet werden würde – einfach nicht gesehen.

Als ich zu Beginn des neuen Jahrtausends nach Berlin zog, trat dieses Empfinden „nicht gesehen zu werden“ häufiger zutage. Ich würde mich nicht gerade als Mauerblümchen beschreiben – doch alleine in einer großen Stadt, der es völlig gleichgültig zu sein scheint, ob du in ihr ein Zuhause findest oder ob du untergehst, bekommt man von dieser, wie ich sie nenne, dunklen Seite der Freiheit schnell mal ein Ohnmachtsgefühl. Dabei erging es mir wie den vielen anderen, die zu dieser Zeit aus den Dörfern und kleineren Städten des Landes in die Hauptstadt geflohen waren, da ihnen das Versprechen auf Selbstverwirklichung hier noch einlösbar schien.

Tatsächlich erfüllte dieses Versprechen sich für mich nach einiger Zeit des Zauderns und der persönlichen Verunsicherung – und zwar in einem längst vergessenen Ort einer Berliner Seitenstraße namens Ackerkeller. Hierbei handelte es sich um einen dieser kollektiv geführten linken Läden, die zu dieser Zeit noch häufiger in Berlin zu finden waren. Dieser war sogar in homosexueller Hand. Ich betrat also den alternativen Schwulenclub („queer“ war zu der Zeit

noch kein allgemein verbreiteter Begriff) und wurde auf eine Show im Keller verwiesen. In die Katakomben hinabgestiegen zeigte sich mir ein angeranzter Raum voller bunt gemischter Menschen sowie eine Bühne, die von zwei unbeschreiblichen Erscheinungen, zwei schillernd geschminkten Männern in Strapsen und High Heels nach allen Regeln der Kunst zerlegt wurde.

Es war ein faszinierender Anblick, denn die beiden sahen aus wie eine Mischung aus Frank'n'Furter, Sid Vicious und Cinderella. Eine der beiden Grazien schwang eine Axt und schlug auf die Bühne ein, während die andere eloquent das Geschehen kommentierte. Ihr lakonischer Spruch „Das ist Gusseisen, das werfen wir nicht auf Leute“, schwirrt mir bis heute durch den Kopf. Die trümmertunigen Abrisszenarien der beiden Moderator*innen wurden unterbrochen von Showeinlagen, die man in der Stadt noch heute als „Hinterhoftravestie“ bezeichnen würde: Schlimmster Lip Sync, politische Chöre und bösartigster Humor gaben sich die Klinke in die Hand. Zu guter Letzt kamen noch einmal die vandalisierenden Moderator*innen auf die Bühne und bewarben diverse Demos und Protestaktionen in den folgenden Tagen.

Am Ende des Abends war mir klar: Ich bin angekommen. Gerade diese zwei Geschöpfe, die mit merkwürdiger Eleganz und wildestem Trash, mit Selbstbewusstsein und linkem Humor durch den Abend führten, wirkten auf mich wie eine Offenbarung. „Genau das will ich!“, schoss es mir durch den Kopf. Zwar verortete ich mich schon früh im linken Spektrum, jedoch zeigte dieses sich mir bis dato stets in heterosexuellem Gewand. Die Vorstellung, selbst

einen Fummel überzustreifen und damit sogar politisch für, heute würde man sagen, queere Sichtbarkeit in Aktion treten zu können, begann mich in der Folgezeit immer wieder zu locken.

Entsprechend fanden bald darauf meine ersten Gehversuche auf dem Weg zur neugeborenen Tunte statt. Ein schriller Fetzen, Stöckelschuhe und Perücke waren dank des Internets schnell gekauft. Und als ich mich damit zum ersten Mal auf einen der alternativen CSDs wagte, sah ich unbeschreiblich aus, empfand mich selbst jedoch als absolut hinreißend. Der – oft mit einigen Ängsten verbundene – erste Schritt ans Tageslicht in Travestie, der Schritt aus der Wohnung, verlief ebenfalls ohne Probleme, denn der Protestzug lief direkt an meinem Haus vorbei. Also nichts wie rein ins Getümmel. Das Gefühl aus dem Ackerkeller ergriff mich wieder, ich fühlte mich unfassbar frei und hatte, wie wohl jede Fummeltriene beim ersten Freigang, das Gefühl, mit diesem Outfit ein aktives Zeichen gegen Mainstream und Geschlechternormen zu setzen.

Berauscht von den vielen Eindrücken und Interaktionen mit anderen Teilnehmenden hatte ich mir um eines jedoch keine Gedanken gemacht: den Heimweg. Meine Füße schmerzten höllisch, nachdem ich sie den ganzen Tag in hochhackigen Schuhen quer durch Kreuzberg manövriert hatte. Da die Demo sich bereits aufzulösen begann und niemand mehr vor Ort zu finden war, den ich kannte, beschloss ich ebenfalls nach Hause zu gehen. Ungefähr auf halber Strecke, ich noch ganz beseelt durch das Tagesgeschehen, rief mir eine vorbeigehende Männergruppe unvermittelt aggressive und homophobe Sprüche hinterher, von denen „Scheiß Schwuchtel“ noch der harmloseste war.

Man will es nicht glauben, doch bis zu diesem Punkt hatte ich gar nicht mehr auf dem Schirm, dass es ja auch gefährlich sein kann, ohne die Begleitung einer Gruppe, noch dazu halb fußlahm, in so einem Aufzug durch die Stadt zu stöckeln. Dieser kurze Beleidigungshagel reichte aus, um mein Luftschloss einstürzen zu lassen. Mit einem Mal empfand ich mich nicht mehr als stark und selbstbewusst, sondern hatte das Gefühl, von allen Seiten angestarrt und als

Fremdkörper wahrgenommen zu werden. Dieses Mal waren es „nur“ Beleidigungen – aber das kann schnell auch in physischer Gewalt enden, wie ich damals bereits wusste. Ich fuhr den Rest des Weges mit dem Taxi, um zuhause sogleich aus dem Fummel zu springen und mir das Zeug aus dem Gesicht zu waschen.

Keine Sorge: Die negativen Empfindungen, der erste fette Kater nach dem großartigen Rausch, waren am nächsten Morgen wieder weg. Doch über eines bin ich mir seit diesem Erlebnis im Klaren: Wer ein Alter Ego als Tunte haben, wer dieses Hochgefühl der Travestie genießen will, muss sich innerlich darauf vorbereiten, dass man damit auf jeden Fall gesehen wird – egal, ob man gerade in seiner Rolle sein und diese ausleben möchte, oder ob man sich zum Beispiel lediglich müde und abgekämpft auf dem Nachhauseweg befindet und, wenn man Pech hat, dort auf Arschlöcher trifft ...

***Diese armen homophoben
Arschlöcher werden diese
Art von Rausch niemals
verstehen***

Da ich mich von homophoben Sprüchen aber glücklicherweise nie habe beirren lassen, ist für mich die Travestie auch heute noch ein Steigbügel für Spaß, Protest, Widerstand, Hedonismus, Exzess und vor allem natürlich für Sichtbarkeit. Und ich denke mir: Diese armen homophoben Arschlöcher, die diese Art von Rausch in ihrem Leben niemals werden verstehen oder erleben können.<